

## I. Das Zwischen als Grenze der Bedeutung

Thomas Schlereth

„und die Wirkung, die darin besteht, die ganze Sprache überhaupt mitzureißen, sie fliehen zu lassen, sie an ihre eigene Grenze zu treiben, um so das Außen, Schweigen oder Musik, zu entdecken.“ (Gilles Deleuze)

Wenn auch nur selten bewusst bedacht, ist die Rolle der Worte doch denkbar klar – jener Worte, die sprachliche Zwischenräume ausfüllen und koordinieren: Zwischen Sätzen, Satzteilen und einzelnen Worten gilt es Brücken zu schaffen, die besagen, dass es hier weiter geht und zwar auf eine bestimmte Weise. Zum einen ist noch nicht alles gesagt, die Aussage noch nicht zu Ende, der Worte sind noch nicht genug. Zum anderen hat jeder Ansatz zur Fortsetzung seine Richtung, selbst wenn von der Fülle der Möglichkeiten nur bescheiden Gebrauch gemacht wird.<sup>1</sup> Damit steht das Bild der Brücke im Raum und die wohl schlichteste und doch vielgestaltigste Form, diesem Bild einen Ausdruck in Worten zu verleihen, heißt *und*. Das Zwischen als Brücke, die Brücke als *und*, das *und* als Verknüpfung von Bedeutungen.

Im Bild der Brücke, das dem Zwischen ingenieurs-technischen Rang verleiht, versammeln sich eine ganze Reihe von Vorannahmen – gedankliche Sedimente, die nicht selten so selbstverständlich mitlaufen wie der Boden unter den Füßen. Die genauere Betrachtung dieser Implikationen und eine Kritik an ihrer normativen Kraft bilden für die folgenden Überlegungen den Ausgangspunkt. Treibendes Element dabei ist die Frage, ob das Zwischen nicht auch anders gedacht werden kann, als es das Bild der Brücke nahelegt und selbstverständlich werden lässt. Denn so manches scheint von diesem Bild nicht erfasst zu werden, sei es via Ausschluss oder Abwandlung. Relevanz erhält dieses Nachhaken aus einem einfachen Grund: Zu was in der Welt unterhält man eine Beziehung, die nicht über ein Zwischen läuft? Entsprechend grundsätzlich drohen sich die gedanklichen Wege zu gestalten.

### 1 Das Zwischen als Brücke – Implikationen einer Metapher

Am Anfang war hier noch keine Brücke. Es gab Täler und Berge und Flüsse. Und auch die Dinge und Anliegen, die es durch sie hindurch und über sie hinweg zu befördern galt, befanden sich schon lange auf diesen und jenen Wegen. Selbst sie waren also bereits gegeben, wenn auch noch nicht am finalen Ort ihrer Bestimmung. Alle zusammen, die Landschaft und das Leben in ihr, sind älteren Datums und nahe liegt es, daraus ein Vorrecht des früher Dagewesenen abzuleiten. Für das Zwischen als Brücke heißt das: Alles, was nicht Zwischen ist, besitzt für das

---

<sup>1</sup> In einem schlicht mit AND betitelten Essay unterscheidet William H. Gass im Laufe seiner Ausführungen – das heißt eher beiläufig als systematisch – achtzehn verschiedene Formen, die Konjunktion *und* zu verwenden. Vgl. William H. Gass: *Habitations of the Word*, Ithaca/New York 1985, S. 160–184; sowie für ein *close reading* dieses Textes Thomas Schlereth: *Konjunktion – Eine medienphilosophische Untersuchung*, Bielefeld 2018, S. 97–150.

Zwischen den Status einer Voraussetzung. Nur wenn es hier und dort, vorher und nachher gibt, kann es auch ein Zwischen geben. Und nur wenn etwas vorliegt, das eine Verkürzung der Wege notwendig und lohnend erscheinen lässt, wird ein neuerlicher Brückenschlag in Erwägung gezogen. Die Dinge ordnen sich offenkundig so, wie es die zeitlichen Abläufe mit sich bringen oder anempfehlen. Dependenz und Rangfolgen richten sich nach den Vorgaben und Ratschlägen der Zeit. Auf dieser Basis können sich das Alter und das Schnellere eine naturgegebene Autorität zusprechen.<sup>2</sup>

So ist dem Zwischen als Brücke die Rolle mitgegeben, später hinzugekommen zu sein. Wo von Natur aus Tal, Fluss, Lücke war, ist – nun kulturbedingt – Brücke, Übergang, Fortsetzung. Damit findet zum einen der Charakter der Gemachtheit besondere Betonung. Einer erst mit der Zeit entstandenen Notwendigkeit wurde schließlich entsprochen. Dank der Herstellung eines gangbaren Zwischens sehen sich bestehende Kontinuitäten erweitert. An die Stelle eines negativen, unausgefüllten, unterbrechenden und wenn, dann nur mit Vorstellungen angesiedelten Spatiums tritt eine positive Mittlergestalt – handfest, tragend, dienstbereit. Zum anderen impliziert das Zwischen als Brücke eine bestimmte Verteilung von Statik und Dynamik. Um den Aufwand gering zu halten und vielleicht sogar auch, um das Auge zu beeindrucken, hat die Brücke etwas Luftiges an sich. Und doch fügt sie sich in die Statik der Umgebung ein und schließt möglichst dicht an die Stabilität beider Fußpunkte an. Alles geschieht zugunsten von etwas anderem, das dann seinen Weg darüber hinweg nimmt. Der Sinn und alle Dinge von Bedeutung bewegen sich auf einer Ebene über dem Zwischen. Zusammengefasst heißt das: Zuerst besitzt das Zwischen den Status einer Folge, dann die Stellung einer spät eingetroffenen Voraussetzung. Es blieb erst noch zu tun, musste allererst hergestellt werden, um sich dann der Statik der zugrundeliegenden Dinge einzufügen und bewegenderen Elementen zu dienen.

In dieser Motivgeschichte ist am Zwischen folglich zweierlei von Bedeutung: Zum einen die Spezifik seiner Präsenz, in der es als Brücke einen positiven Ausdruck erhält. Als solche nimmt das Zwischen eine vorgängige Leere ein, um sie im Zeichen der Verkürzung von Wegen zu überwölben. An das Moment seiner künstlichen Zweckmäßigkeit – es kam nicht von alleine zustande, sein Erscheinen ist ein nachträgliches – heftet sich häufig eine so schleichende wie einnehmende Unscheinbarkeit. Bald versteht sich die Präsenz der Brücke von selbst. Als stünde sie schon immer an dieser Stelle und ihr Boden trüge so fest wie jeder andere. Schließlich umweht die Brücke jedoch ein Hauch von Kontingenz. Denn genauer besehen könnte sie auch anders beschaffen sein und es scheint gut möglich, dass sie das erste ist, was in dieser Landschaft wieder verschwindet oder sich wandelt. Die darniederliegenden Brücken des Krieges; die Sanierung, die sich zum Umbau auswächst; der Neubau an anderer, besserer Stelle.

---

<sup>2</sup> Jean-Jacques Rousseau sieht sich in eben diesen Mustern die Frühformen sozialer Hierarchien entwickeln: Ich besitze hier ein Vorrecht, denn ich war hier zuerst. Oder: Dieses Privileg steht mir zu, denn ich bin körperlich überlegen. Vgl. ders.: Abhandlung über den Ursprung und die Grundlagen der Ungleichheit unter den Menschen, übers. v. Philipp Rippel, Stuttgart 1998 [Amsterdam 1755], S. 90. Wollte man dieses Muster in die Gegenwart verlängern, könnten sich die beiden Ermächtigungsformeln dahingehend weiterentwickelt haben, dass physische Stärke als Technologie auftritt und frühere Präsenz als ererbter Wohlstand, höhere Kreditwürdigkeit und überlegener Habitus. Vgl. dazu etwa Joseph Vogl: Kapital und Ressentiment – Eine kurze Theorie der Gegenwart, München 2021. In beiden Problemlagen aktualisiert sich der alte Konflikt zwischen Aspekten, die als wesentlich behauptet werden, und solchen, die schließlich dazwischen oder am Rand übrig bleiben. Ein zumindest potentiell selbständiges oder gar primäres Zwischen bleibt wohl bis heute und zumindest in westlichen Kontexten ein schwer zu fassender Gedanke. Vgl. Gernot Böhme: Brief an einen japanischen Freund über das Zwischen, in Tadashi Ogawa, Michael Lazarin u. Guido Rappe: Interkulturelle Philosophie und Phänomenologie in Japan – Beiträge zum Gespräch über Grenzen hinweg, München 1998, S. 233–239.

Daneben die zweite Bedeutung des Zwischens als Brücke: Nicht nur dass sie besteht, sondern auch wie, in welcher Form, also die Beschaffenheit ihrer Modalität. Anders als Felder und Hänge folgt die Brücke einer Logik des Weges. Sie ist von linearer Gestalt – nur so breit als nötig, die Länge so kurz wie möglich. Und im Unterschied zu den Dingen, die über sie hinweg getragen werden, hält sie still, verwahrt sich an Ort und Stelle und fügt sich – solange wie möglich – in ihre statische Bestimmung. Zuletzt hebt sie sich auch von Licht und Wind ab, die um sie wehen, wie sie wollen. Die Brücke bleibt bei ihrer Richtung und ähnelt darin eher dem Flussbett, das seinem Wasser einen klaren Vorschlag macht, wie sich Bewegung und Fortkommen gestalten. Kurz: Das Zwischen als Brücke fungiert statisch-linear und mono-direktional. Für sich betrachtet strebt es danach, sich in Raum und Zeit möglichst bündig zu fassen und konstant zu halten. Und mit Blick auf die Dinge, denen die Überbrückung dient, verhält es sich wie mit der Zeit selbst. Für alles gibt es eine vorgegebene Richtung und diese gibt sich als Vorwärts zu verstehen.

## 2 Das Zwischen als Brücke – die Brücke als *und*

Leicht lassen sich die Befunde aus dem Bild der Brücke auf verbalsprachliche Zwischenräume übertragen. Sinnvoller Ausgangspunkt dafür ist abermals die Kausalität zwischen dem, was verbunden wird, und dem, was die Verbindung herstellt. Auch für die Konjunktion gilt dann alles um sie herum als Voraussetzung. Formal gesehen hat sie ihren Ort zwar in der Mitte, inhaltlich betrachtet kommt sie aber als letztes hinzu. Denn die Vorgaben stehen weitgehend fest und Bedeutung tragen, wenn nicht allein, dann doch vor allem die Dinge, die darauf warten, miteinander verknüpft zu werden. Was aussteht, ist die Dienstleistung einer möglichst ökonomischen Verbindung, ein bündiger Anschluss, der zielsicher und zuverlässig verkoppelt und nicht ablenkt von dem, worum es eigentlich geht. Dass es an einer bestimmten Stelle weiter geht und in welche Richtung sich die Fortsetzung dort entwickelt, ist in semantischer Hinsicht also bereits weitreichend vorstrukturiert und bedarf zuletzt nur noch des syntaktisch-pragmatischen Lückenschlusses durch ein knappes formales Zeichen.

Der Kontext als Voraussetzung, die Konjunktion als Folge – seiner Zweckmäßigkeit entsprechend ist das zum Verknüpfen erforderliche Zeichen von ausgesprochen künstlichem Charakter. Keine abbildhafte Lautmalerei und auch sonst kein Verweis auf Dinghaftes oder Situationspezifisches haftet an ihm – weder Kasus, Genus noch Tempus, weder Numerus, Diathese noch Modus.<sup>3</sup> Stattdessen behält die Konjunktion ihre äußere Form allseits streng bei und fokussiert sich dergestalt ganz auf ihre Funktionen des Gliederns und Koordinierens. Sie trennt und verbindet gleichzeitig und verdeutlicht dabei, dass zu beiden Seiten Unterschiede und Verschiedenes vorliegen. Im selben Zuge macht sie jedoch das Getrennte zueinander anschlussfähig und – in welcher Form auch immer – füreinander kompatibel. Das geschieht mit größtmöglicher Zurückhaltung. Unter allen Worten steht die Konjunktion den Satzzeichen wohl am nächsten.<sup>4</sup>

---

<sup>3</sup> Vgl. Harald Weinrich: Textgrammatik der deutschen Sprache, unter Mitarb. v. Maria Thurmair u.a., Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich 1993, S. 799ff.

<sup>4</sup> „Aber an die Stelle des *und* kann man – bei gleichbleibender parataktischer Funktion – ein Komma setzen oder gar nichts.“ (Jean-François Lyotard: Der Widerstreit, übers. v. Joseph Vogl, München 1989 [Paris 1983], S. 118) Mit entsprechender Konsequenz vollzieht die mathematische Logik den Schritt, unter anderem auch die Konjunktion als logischen Operator und mengentheoretische Verknüpfung nicht mehr nur in Worten darzustellen, sondern als Einzelzeichen zu formalisieren. Vgl. dazu etwa Alfred North Whitehead u. Bertrand Russell: Principia Mathematica, übers. v. Hans Mokres, Frankfurt a.M. 2018 [dt. München/Berlin 1932, orig. Cambridge 1925], S. 11ff und den dortigen Verweis auf Giuseppe Peano, was die bis heute meistgebrauchte formale Konvention betrifft.

Dergestalt verleiht das *und* der Leere des Zwischens eine positive Gestalt. Auch in sprachlichen Zusammenhängen versteht sich dieser Lückenschluss sehr bald wie von selbst. Kaum ein Wortzwischenraum, der den Einsatz der Konjunktion nicht in irgendeiner Form möglich sein lässt. Und kaum ein Satz, der auf sie Verzicht leistet. Trotzdem bleibt das Zwischenwort dabei, sich in Unscheinbarkeit zu kleiden und Zurückhaltung zu wahren. Zuletzt resultiert aus allem auch hier ein Zug ins Kontingente. Nicht nur, dass es alternative Konjunktionen gibt, zur Not tut es auch eine Geste der Interpunktion.<sup>5</sup> Die Grundformen konjunkionaler Präsenz ließen sich also wie folgt zusammenfassen: Positivität, Selbstverständlichkeit, Ubiquität, Unscheinbarkeit und Kontingenz.

Diesen Gegebenheitsweisen gehören eine Reihe von Modalitäten an, die sich nicht minder plausibel aus dem Bild der Brücke ableiten und auf die Konjunktion übertragen lassen. Die Linearität konjunkionalen Verknüpfens resultiert bereits aus der Grundverfasstheit verbalsprachlicher Äußerungen. Ein Wort folgt auf das andere. Jedes schließt an seiner Stelle alle anderen aus. Brücken, die aus Worten bestehen, sind deshalb nicht viel breiter als die Summe typographischer Ober-, Mittel- und Unterlängen. Entsprechend verhält es sich beim *und*. Weiterführende Anschlüsse kennt es nur in zweierlei Richtung: Was steht zuvor, was schließt sich an? So variabel sich dabei die Möglichkeiten gestalten, das Vor- und Nachfeld zu besetzen, so konstant bleibt die Konjunktion bei ihrer Form. Keinerlei Optionen zu Deklination oder Konjugation. Dafür ein treibendes Moment nach vorn. Wie die Zeit selbst, besitzt die Konjunktion eine klare Präferenz, was den Lauf der Dinge anbelangt. Es ist ausgeschlossen, dass ein Satz mit ihr sein Ende findet, es sei denn, zur finalen Betonung seiner Unabgeschlossenheit. Zu den Grundformen ihrer Modalität gehören schließlich: Linearität, Anschlussoffenheit, Statik und Mono-Direktionalität.

### 3 Kritik der Brückenanalogie

Selbst wenn sich im Einzelnen nicht alle genannten Punkte einlösen oder sich – gewiss – noch andere wesentliche Aspekte finden ließen, besitzt das Bild der Brückenmetapher hohe Plausibilität. Bei aller Künstlichkeit, die dem Bild anhaftet, machen sich die eingeschlossenen Implikationen vielfach geltend, als wäre alles von Natur aus dazu bestimmt. Von beiläufig-unscheinbar bis selbstverständlich-offensichtlich spielt die Überbrückung viele Register und gibt in ihren Grundzügen die wohl naheliegendste Logik ab, wenn es um Fragen des Zwischens und das heißt um Fragen der Beschaffenheit und Gestaltung von Beziehungen geht. Und doch hält sich bei allem ein Gefühl, dass hier etwas nicht stimmt und so nicht ganz aufgeht. Ist das Zwischen immer schon eingerahmt, vorverbaut, festgefügt? Immer schon domestiziert? Sind ihm immer schon Gang- und Dienstbarkeit eingeschrieben und liegen, wenn noch nicht gehoben, als erwartungsfrohe Potentiale bereit? Ist die Verteilung von Bedeutung stets schon vorab so weit geregelt, dass es für offen gebliebene Zwischenpartien und Randaspekte nur noch formale Vervollständigungen braucht? Fungiert eine derart vorstrukturierte Organisation von Bedeutung tatsächlich so grundlegend wie vorherrschend als Muster für alles Weitere?

Die erste Frage wird sein, ob sich die Kausalitäten des Brückenbaus so klar und eindeutig und vor allem so allgemein in den Verhältnissen des Zwischens und der Konjunktion wiederfinden.

---

<sup>5</sup> Für das verbal-lautliche Analogon zumeist unbewusst eingeschobener Zwischenlaute vgl. Jan Jelinek: *Zwischen*, Berlin 2018.

Bringt die Brückenmetaphorik die wesentlichen Spielregeln für das Zwischen zum Ausdruck oder stellt eine kausal geordnete Situation lediglich ein Szenario für bestimmte Fälle dar? Was würde dann jene Fälle auszeichnen, die sich dem Bild der Brücke sperren? Welche Gegenbilder können sich stattdessen aus dem Zwischen ableiten und andere Implikationen in ihm sichtbar werden lassen?

Für einen regelhaften Zusammenhang von Brückenmetapher und Zwischen kann sprechen, dass sich beide in analoger Weise auf nahezu alles projizieren und anwenden lassen. Diese Analogie dann kausal zu ordnen, geht nicht minder leicht von der Hand. Was in der Welt kann nicht in irgendeiner Form dazwischen stehen? Und ebendort hat es seinen Ort, weil es dergestalt für was auch immer als Überbrückung fungiert – sei es räumlich oder zeitlich, körperlich oder gedanklich. Die Ubiquität des Zwischen findet ihre Begründung demnach darin, dass alles Gegebene in Zusammenhänge eintritt. Von dort erhält das jeweils Mittlere seinen Ort und seine Funktion. In der Folge stützt die Omnipräsenz dieser Grundordnung die Brückenmetapher mit Regelmäßigkeit aus und lässt diese nicht nur weit reichen, sondern allgemeingültig erscheinen.

Schatten gleich führt diese Begründung der Brücke als Regel jedoch zwei Momente der Kontingenz mit sich – das eine spezifisch, das andere allgemein. Spezifisch ist einzuwenden, dass sich die Ausrichtung der Kausalität mit gleichem Recht umkehren lässt. Die Rollen von Ursache und Wirkung vertauschen sich dann entsprechend. Das Zwischenliegende schwingt sich mit gleicher Leichtigkeit zum Grund auf, das Verbundene wird zur Folge. Denn was in der Welt erhält seinen Ort und seine Verfasstheit nicht durch die Verbindungen zu allem Umliegenden? Und nicht minder ist das auch bei jenen Dingen in Anschlag zu bringen, die Autonomie und Prinzipienstatus beanspruchen. Denn der Einwand lässt sich dahingehend verfeinern, dass sich Verbindungen von Differenzen nicht trennen lassen und selbst noch Unabhängigkeit und Nicht-Zusammenhang als Formen von Beziehung gelten können und – genauer besehen – als solche angesehen werden müssen. Neben den Verbindungen besitzen dann die Unterschiede zu allem Umliegenden ebenso auszeichnende Funktion. Und nicht zuletzt bestehen Verbindungen und Differenzen auch zu allem Nicht-Vorhandenen, das sich alternativ an jeder Stelle befinden könnte.<sup>6</sup> Wenn man schließlich alle soweit versammelten Punkte ins Auge fasst, was würde wirklich für sich alleine und dann immer noch bestehen können? Von welcher Relevanz sollte dieser Bestand noch sein?

Die Relevanzfrage berührt bereits den zweiten Einwand, der sich allgemein stellt beziehungsweise an der Allgemeinheit des oben aufgestellten Regelzusammenhangs festmacht. Wenn potentiell alles als Brücke fungieren kann, wird es schwierig, etwas aus der Fülle des Möglichen auszuwählen und diese Wahl stichhaltig zu begründen. Wie sollten Wahl und Begründung nicht etwas Beliebiges an sich behalten und nicht letztlich kontingent und unerheblich sein? Die Leichtigkeit, mit der was auch immer als Zwischen angesehen und zur Brücke funktionalisiert werden kann, spart am Ende nichts mehr aus. Genau genommen heißt das, dass auch die Zuweisung und

---

<sup>6</sup> „Als der Frühling kam, als jede Krähe, um ihn zu verkünden, ihren Schrei um einen halben Ton steigerte, nahm ich den grünen Zug der Yamanote Linie und ich stieg am Bahnhof von Tokyo in der Nähe der Hauptpost aus. Selbst wenn die Straße leer war, blieb ich bei rotem Verkehrslicht stehen, wie in Japan üblich, um den Platz für die Geister der Wagenwracks freizulassen. Selbst wenn ich keinerlei Brief erwartete, blieb ich vor dem Schalter der postlagernden Sendungen stehen, denn man muß die Geister der zerrissenen Briefe ehren, und vor dem Lustpostschalter stand ich, um die Geister der nicht abgeschickten Briefe zu grüßen. Ich ermaß die unerträgliche Eitelkeit der westlichen Welt, die nicht aufgehört hat, das Sein gegenüber dem Nicht-Sein und das Gesagte gegenüber dem Nicht-Gesagten zu privilegieren.“ (Chris Marker: *Sans Soleil – Unsichtbare Sonne*, übers. v. Elmar Tophoven, Hamburg 1983, S. 26)

Rubrizierung von allem als überbrückendes Element selbst zur Brücke für anderes wird. Der Anspruch auf Allgemeingültigkeit handelt sich den Selbstbezug ein. Und dieser hebt den erhobenen Geltungsanspruch aus den Angeln. Damit gibt auch der zweite Einwand zu bedenken, dass die implizierte Kausalität der Brückenmetapher nicht imstande ist, das Zwischen vorrangig und erschöpfend auf ihre Art zu regeln. Eine kausale Grundordnung, die das Zwischen auf Nachträglichkeit und einseitige Dependenz verpflichtet, kann also nicht nur im Spezifischen, sondern auch allgemein nicht überzeugen.

Diese ersten beiden Ansätze sind negativer Natur und bauen auf Abgrenzung. Sie argumentieren gegen die Auffassung, das Zwischen prinzipiell und ausschließlich als Brücke zu verstehen. Die Brückenfigur stellt gegenüber dem Zwischen demnach keine verbindlichen Regeln auf, sondern bringt lediglich einen Fall, eine Option des Zwischens zum Ausdruck. Im Regelglauben erhobene oder zumindest implizierte Ansprüche müssen sich einschränken. Denn die Hierarchie einer kausalen Anordnung lässt sich unter den Vorzeichen des Zwischens leicht umkehren und Allgemeingültigkeit von Unerheblichkeit nicht mehr recht unterscheiden.

In einem dritten Ansatz soll es darum gehen, auch ein positives Argument vorzubringen. Positiv heißt es dann von daher, dass ersichtlich wird, was das Zwischen jenseits der Abgrenzungen zur Brückenmetapher an regelhaften Zusammenhängen und weiteren Fällen birgt. Dafür ist nochmals auf den Gedanken zurückzukommen, dass potentiell alles in die Rolle und Funktion eines Zwischens treten kann. Das entsprechende Zwischen wäre dann jeweils konkret besetzt und von etwas Bestimmtem verkörpert. Bei genauerer Hinsicht antwortet dieses Vorgehen jedoch nur vordergründig auf die Frage nach dem Zwischen und zweierlei Gründe vermögen dies deutlich zu machen. Zuerst kann der Blick – einmal auf Belange des Zwischens eingestellt – die Übergänge zwischen der mittleren, vermittelnden Instanz und den dadurch miteinander verbundenen Elementen ins Auge fassen. Wenn dort nicht nur Verbindung hergestellt, sondern auch Differenzierung gewahrt werden soll, können die Verbindungsstellen nicht nahtlos beschaffen sein. Was liegt dann zwischen den Relata und dem relationierenden Element? Daran kann – zweitens – ersichtlich werden, dass jedes Zwischen, um als ein solches ansprechbar zu werden, erneut eines Zwischens bedarf. Letzteres wird dabei allerdings ungreifbar, wenn es seinem Dienst der Vermittlung gerecht werden will. Denn gilt die Betrachtung eines Zwischens als Zwischen, wird stets ein weiteres Zwischen erforderlich, das zwischen der Betrachtung und dem ersten Zwischen vermittelt. Wechselt die Betrachtung auf das zweite Zwischen, wiederholt sich die Begebenheit und es tritt ein neuerliches, drittes Zwischen auf. Ein Prozess gerät in Gang, der von sich aus so schnell kein Ende finden wird.<sup>7</sup> Die Frage lautet also, nochmals anders formuliert, wie sich das Zwischen an sich überhaupt zeigen lässt. Handelt es sich nicht stets bereits um ein nur noch ehemals aktives Zwischen, das nunmehr ruhig gestellt und seinen Diensten enthoben wurde, um als Untersuchungsgegenstand zu taugen?

Nicht nur mit Blick auf eine implizite kausale Ordnung und damit einhergehende Ansprüche auf Allgemeingültigkeit vermag die Brückenmetapher also nicht recht zu überzeugen. Die Angelegenheiten des Zwischens sind komplizierter. Mit dem Versuch, dem vermittelnden Element im

---

<sup>7</sup> Aristoteles spielt in seinen Büchern *Über die Seele* denselben Fall anhand der Luft zwischen Auge und Farben durch und schließt: „Wenn der Zwischenraum leer wäre, würde man nicht deutlich, sondern gar nichts sehen.“ (Ebd., übers. v. Gernot Krappinger, Stuttgart 2011, S. 97 bzw. 2. Buch, 419a20 nach der Zählung von Bekker.) Vgl. dazu auch Peter Mahr: *Das Metaxy der Aisthesis – Aristoteles' ‚De anima‘ als eine Ästhetik mit Bezug zu den Medien*, in: *Wiener Jahrbuch für Philosophie*, Band XXXV (2003), S. 25–58.

Bild der Überbrückung habhaft zu werden, ändert das Zwischen seine Natur. Die Brücke wird selbst zu etwas, das über Zwischenliegendes mit dem Umfeld verbunden wird. Denn sobald sie als Zwischen in den Blick genommen wird, büßt sie ihren Status als Zwischen ein und wandelt sich zu einem Relationsglied. Dem Namen nach mag sie weiter als Zwischen firmieren, der Sache nach hat sie sich jedoch grundlegend verändert. Im Bild der Brücke stellt sie etwas dar, das nicht mehr selbst überbrückt, sondern zu dem hin überbrückt wird. Aus dieser Warte wird rückblickend sichtbar, dass die Brückenanalogie sämtliche verbindende Aspekte des Zwischens überbetont, während gleichzeitig bestehende Differenzen übergangen und ausgeblendet werden. Trennende Momente gehören jedoch jedem Zwischen, das seinen Namen verdient, wesentlich an – als räumliche wie zeitliche Abgrenzungen zu allem, was zumindest für den Augenblick nicht Zwischen ist.<sup>8</sup> Damit erhält die Brückenmetapher in ihrem Anspruch, dem Zwischen als Standardmodell zu dienen, mehr als nur ein paar Kratzer. Die womöglich mitlaufenden Ideale von vollumfänglicher Konnektivität und Erreichbarkeit haben so manches übersehen.

#### 4 Das Zwischen abseits der Überbrückung

Die Befragung des Zwischens geht also mit der Schwierigkeit einher, den zentralen Aspekt des Interesses zum Verschwinden zu bringen. Direkte Annäherungsversuche schicken das anvisierte, aktive Zwischen *nolens volens* in mediale Passivität. Im selben Zuge sucht sich das aktuell vermittelnde Geschehen andere Zwischenoptionen. Diesbezüglich ließen die positiven Gründe, die im vorherigen Abschnitt gegen die Dominanz der Brückenmetapher sprachen, zwei unterschiedliche Ausweichmanöver sichtbar werden. Das eine liegt in der Ebene der betrachteten Dinge. Stets bringt die Identifizierung eines Zwischens dort neue Zwischeninstanzen hervor. Keine Naht, kein Rand, keine Lücke, die sich nicht immer noch weiter ausdifferenzieren in ihrem Parallelgeschäft von Trennen und Verbinden.<sup>9</sup> Die zweite Entzugsbewegung des Zwischens findet dagegen in der Richtung statt, aus der heraus der versuchte Zugriff erfolgt. Ergänzend zum Zwischen von Relation und Relata geht es hier um den Abstand zu einem außenstehenden Subjekt, das über seine Betrachtung involviert ist. Wie Aristoteles in der bereits zitierten Stelle deutlich macht – „Wenn man das Farbige direkt aufs Auge legt, so sieht man es nicht.“ – ist ein durchsichtiges und das heißt nicht eigens beachtetes Zwischen vonnöten, um eine Sichtung welcher Art auch immer vorzunehmen.

Ein Entfliehen zwischen den Objekten, ein Entfliehen zwischen Objekten und Subjekt. Auch wenn beide Entzugsfiguren klar unter Vorzeichen des Negativen stehen, machen sie gleichzeitig etwas sichtbar. Auf eigenartige Weise öffnet die Frage nach dem Zwischen in jedem noch so kleinen Binnenraum eine potentielle Weite, die sonst eher hinter dem Horizont, im Übergang zur

---

<sup>8</sup> Peter Bexte wird von dieser im *und* stets mitlaufenden Zäsur in die 1920er Jahre geführt, allem voran zum *Unbild* von Kurt Schwitters und der Philosophie Franz Rosenzweigs. Vgl. Peter Bexte: *Konjunktion & Krise – Vom ‚und‘ in Bildern und Texten*, Berlin 2019.

<sup>9</sup> Judith Butler exemplifiziert diese Seite des Problems mit Jacques Derrida und dessen Nachdenken über das Zwischen im zeitlichen Sinne: „Das ‚Dazwischensein‘, das die ‚Momente‘ der Zeit differenziert, kann in Derridas Begriffen nicht verräumlicht oder als ein identifizierbares Objekt abgegrenzt werden. Es ist die nicht-thematisierbare *différance*, die alle und jede Ansprüche auf abgrenzbare Identität zersetzt und bestreitet, einschließlich der abgrenzbaren Identität des ‚Moments‘. Was Momente differenziert, ist keine sich räumlich erstreckende Dauer, denn wenn sie das wäre, würde sie als ein ‚Moment‘ gelten und würde deshalb nicht erklären können, was zwischen die Momente fällt. Dieses ‚entre‘, das zugleich ‚dazwischen‘ und ‚draußen‘ ist, ist so etwas wie nicht-thematisierbarer Raum und nicht-thematisierbare Zeit in ihrem Konvergieren.“ (Judith Butler: *Körper von Gewicht – Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*, übers. v. Karin Wördemann, Berlin 1995 [New York 1993], hier zitiert nach Roland Borgards (Hrsg.): *Texte zur Kulturtheorie und Kulturwissenschaft*, Stuttgart 2010, S. 277, Fußnote.)

Unendlichkeit ihren Ort zu haben scheint. Vielleicht sind das jeweils unbeachtete Zwischen und der Raum hinter dem Sichtfeld darüber nicht ganz unverwandt. Eine offene Unbestimmtheit läge dann nicht nur im Jenseits des jeweils sinnlich Erfahrbaren, sondern auch mitten in ihm. Und es ist anzunehmen, dass diese Unbestimmtheit ebenfalls etwas Unendliches an sich hat. Das Terrain, auf dem sich das forschende Nachdenken zuständig fühlt – der Tagbereich gestaltbarer Erfahrung –, trüge mit dem Zwischen etwas in sich, das stets involviert, in seinen wesentlichen Anteilen aber unverfügbar ist.

So bildet sich – abseits des Brückenmodells – ein Begriff des Zwischens heraus, der ebenfalls so gut wie überall zutreffen kann, sich dabei aber eingesteht, kaum einmal gut zu greifen, ohne gleichzeitig mit einer neuen Ungreifbarkeit einherzugehen. Von besonderem Interesse an diesem Begriff ist dabei das Nahverhältnis zu diesem neuerlich Unverfügbaren, das nicht hinter den Grenzen des jeweiligen Wahrnehmungsbereichs liegt, sondern jeweils in seiner Mitte. Dem Namen nach ist das besagte Unbestimmte im angesprochenen Zwischen mitgemeint. Der Sache nach ist der zentrale Aspekt – die vermittelnde Aktivität des Zwischens – jedoch entwischt und auf etwas anderes übergegangen. Findet dieser gespaltene Begriff Annahme, wird er sich seinerseits gegen Bedenken vonseiten des Brückenmodells behaupten müssen. Deren schwerster Einwand wird vielleicht in der Frage liegen, worin sich der abweichende Zwischen-Begriff von einer freiwillig nebulösen Selbstbeschränkung unterscheidet. Denn sind die Konsequenzen nicht allzu absehbar, wenn das Zwischen mit diversen, aber stets ähnlich angelegten Negationen umstellt wird? Ist mit der groß klingenden Ungreifbarkeit, dem Unbestimmten und Unverfügbaren nicht immer schon gesetzt, dass es hier nicht viel mehr auszuloten gibt, als sich mit der absolut gebenden Autorität dieser Grenzen zu schmücken? Erfahren darin nicht wiederum die trennenden Aspekte des Beziehungsgeschehens eine Überbetonung, die sich dann zuungunsten all dessen auswirkt, was mit Verbindung zu tun hat?

Von Seiten eines komplexeren Zwischens und das heißt von einem Begriff seiner Aktivität aus gilt es folglich zu zeigen, dass eine Berücksichtigung der differenzierenden Momente innerhalb des Zwischens nicht zwangsläufig mit einer Zurückstellung und Nachrangigkeit alles Verbindenden einhergeht. Die gegenläufigen Modalitäten des Koppelns und Separierens haben sich dafür gleichwertig und gleichzeitig in einem Intervall einzurichten. Ein so beschaffenes Zwischen verbindet als Trennendes und trennt als Verbindendes. Auf den ersten Blick mag dieser Ausdruck schlicht paradox und durchschaubar dualistisch erscheinen. Genauer betrachtet kann an ihm jedoch deutlich werden, dass sich die Gegenläufigkeit der implizierten Modi um eine Mitte herum anordnet, die abermals praktiziert, was die Formulierung als Ganze besagen möchte. Zwischen Trennen und Verbinden steht abermals ein *und*, das auf ein Neues trennt und verbindet. Weniger sichtbar, aber nicht minder beteiligt ist die unsichtbare Konjunktion – die Luft bei Aristoteles –, über die die Figur des Trennens und Verbindens betrachtet und auf ihr mittiges Element hin analysiert wird. Anders als die Brückenmetapher vermag es das so vorgestellte aktive Zwischen also, den Selbstbezug mit in sich aufzunehmen. Dank dieser Wendung entwickelt sich aus einer Ebene des Trennens und Verbindens die jeweils nächste und schrittweise klingt etwas an, das den Eindruck von etwas Unendlichem erweckt. Die sich widersprechenden Momente des Zwischens steuern damit nicht in eine verfahrenere, festsitzende Situation, sondern bringen, ganz im Gegenteil, einen Raum und eine Zeit zum Vorschein, deren Enden nicht aus sich selbst heraus zu denken sind. Von hier aus stellt die Unabschließbarkeit dieses Geschehens

keine Selbstbeschränkung dar, nur weil die Kontrolle über alles neuerlich Zwischenliegende nicht gegeben ist. Indem es die potentiellen Weiten des Zwischens stets auf das reduziert, was sich als Überbrückung vorstellen und handhaben lässt, ist es vielmehr am Bild der Brücke, eine so empfindliche wie schwerwiegende Beschränkung in die Welt zu setzen. Denn das Zwischen als Brücke wird sich in irgendeiner Form stets eingerahmt und übergangen vorfinden.

Während das Brückenbild in den negativen Anteilen eines Zwischens unnötige Selbstbeschränkungen vermutet, handelt es sich bei denselben um Stellen der Öffnung, wenn von der Aktivität des Zwischens aus gedacht wird. Denn was am Horizont als Unverfügbarkeit erscheint, macht sich im jeweils vorliegenden Zwischenfeld als Differenzmoment geltend. Als solches kontert es den konnektiven Tendenzen jedes Zwischens und lenkt dadurch hin auf ein neuerliches Zwischen im Zwischen. Die so entstehende Selbstbezüglichkeit erschafft keine selbstaufgelegte Enge oder Relativierung – wie geschehen im Fall der Brückenanalogie. Stattdessen wird die Selbstreferenz zu einem Motor und Einfallstor potentieller Ausdifferenzierung. Aber – ein nochmaliger Einwand von Seiten der Brücke – legt der sich so entfaltende Prozess das Zwischen nicht gerade auf die immer gleiche Wiederholung von Trennen und Verbinden fest? Was wird groß anderes geschehen als die fortlaufende Widerspiegelung der beiden gegensätzlichen Termini? Und was ist durch das Fortschreiten auf jeweils nächste Ebenen mehr gewonnen als ein rein numerischer Aufwuchs?

Der einfachste Einwand gegen den Vorwurf des immer Gleichen geht wohl dahin, daran zu erinnern, dass sich das, was so frei heraus benannt wird, doch zumindest einmal flüchtig überblicken lassen müsste. Wie sollte dies bei einem Phänomen, das aus ersichtlichen Gründen weder räumlich noch zeitlich begrenzt ist, bereits geschehen sein? Zudem ließe sich von hier aus leicht ein Gegeneinwand formulieren. Bringt es nicht vielmehr eine einseitige Bevorzugung der Konnexion mit sich, keine wirksamen Mittel mehr zu besitzen, um der Bildung immer umfangreicherer Identitäten und Monopole vorzubeugen? Wenn sich die Verbindungen von allem mit allem immer weiter ausformulieren, sie immer reibungsloser stattfinden, machen sich dann nicht vielmehr hier die Aufdringlich- und Übergriffigkeiten von etwas geltend, das sich alles Mögliche immer mehr angleicht? Als wollte die Auffassung des Zwischens als Brücke nicht aufhören, das Grundproblem ihrer eigenen Verfasstheit in alles andere hineinzuprojizieren. Gleichzeitig übersieht der Vorwurf des immer Gleichen und nur Numerischen, dass sich das Zwischen als aktives nicht nur vervielfältigt, sondern auch verschiebt. Wer wollte sicher darum wissen, dass sich diese Verschiebungen nur auf dem Terrain des Zwischens ereignen? Welche Grenze, welche Naht, welche Haut hat nicht ihre Risse, Lücken, Poren? Welches Ufer wird nicht irgendwann unterspült und maßgeblich verändert werden? Von einem aktiv gedachten Zwischen aus erweist sich das Prinzip sicherer Abgrenzung als eine kurzfristige Initiative, die sich tendenziell selbst überschätzt. Im Gegenzug bildet das Zwischen abseits der Brücke – als fortlaufendes Trennen und Verbinden, als „zugleich ‚dazwischen‘ und ‚draußen‘“, wie Judith Butler es nennt – vielleicht so etwas aus wie die Minimalform für das Nicht-immer-Gleiche.

## **5 Konsequenzen mit der Konjunktion**

Damit erhält das Feld bereits einige Konturen, das unter der Frage aufgeht, was dann jene Fälle auszeichnet, die sich dem Bild der Brücke sperren oder nicht gänzlich in ihm aufgehen. Mit Blick auf die Konjunktion lässt sich dieser Prozess weiterverfolgen und konkretisieren. Denn das zentrale Moment des Zwischens, das im Bild der Brücke eher übergangen als sichtbar gemacht wird,

kann mit dem *und* anschaulich zum Ausdruck kommen: Die Frage nach dem Entzug, der mit der begrifflichen Fassung des Zwischens unmittelbar einhergeht – die Ungreifbarkeit eines medial aktiven Zwischens. Wird die Konjunktion direkt angesprochen und darüber substantiviert, sieht sie sich im selben Zuge ihrer angestammten Aufgabe enthoben und verbindet nicht mehr auf dieselbe Art und Weise. Fungiert sie dagegen in ihrem jeweils eigenen Kontext als Verknüpfung, ist sie an dieser Stelle und währenddessen nicht direkt ansprechbar. Mit Blick auf das sich Entziehen des Zwischens lautet die Frage dann, warum sich die konjunktionale Tätigkeit des Fügens und Verbindens so ausschließlich verhält. Was sorgt dafür, dass sich die Konjunktion entweder aktiv, aber unauffällig verhält oder durch Ansprache unmittelbar in einen erheblich reduzierten Bezugsmodus wechselt? Was lässt die Breite der Möglichkeiten enger werden, einen Satz weiter auszuführen, wenn eine Konjunktion nicht in ihrer angestammten grammatikalischen Form und Funktion, sondern substantiviert auftritt? Oder auf die Konjunktion in der Rolle eines medial aktiven Zwischens zurückgewendet: Woher kommt es, dass die Anschlussmöglichkeiten in ihrer Folge so groß ausfallen, dass sich kaum etwas finden lässt, was prinzipiell davon ausgeschlossen ist?

Die Besonderheit im Vermögen des konjunktionalen Aktivs scheint also mitunter am größten auf, wenn ein Satz im direkten Anschluss an die Konjunktion angehalten wird. In diesem Moment steht die Überfülle relationaler Möglichkeiten offen da. Der vorangehende Kontext kann so spezifisch und eingeführt sein, wie er will, von der Konjunktion aus ist für den weiteren Anschluss so gut wie nichts prinzipiell ausgeschlossen.<sup>10</sup> Daran kann eine Abweichung ihres Verhaltens als Zwischen sichtbar werden: Die Konjunktion sitzt nicht wie ein Schlussstein in einem gemauerten Bogen, um den Übergang von hier nach dort formal zu komplettieren und zu verfugen. Ihr Zwischen ist nicht einfach statisch und formbedingt. Stattdessen bekommt in der Konjunktion etwas Treibendes Raum, das nicht nur aus dem unmittelbaren Vorfeld allein stammen muss. Genauso gut kann der Zug auch aus den ferner vorausliegenden Zusammenhängen resultieren oder vorrangig von dorthin kommen, was noch gar nicht entfaltet ist. Die ungezählten Möglichkeiten des Nachfeldes, des Hinterlandes, des Wer-weiß-ob-es-das-überhaupt-gibt. Aus diesem Blickwinkel fungiert das Füge- und Bindewort also nicht nur als Verknüpfungs-Dienstleister innerhalb der jeweiligen sprachlichen Ausführungen, sondern weist dabei stets über das hinaus, was es unmittelbar umgibt. Auch wenn es nur leise Töne sind, die in gängiger Pragmatik leicht zu überhören sind – der Fundus der Beiklänge ist wohl kaum einmal auszuschöpfen.<sup>11</sup> In der Frage nach der Spezifik des aktiven Verknüpfens der Konjunktion kann also nochmals deren Anschlussoffenheit auffallen. Diese Offenheit steht jedoch weder stumm und leer noch schlicht funktional zur Verfügung, sondern birgt eine Vielfalt von Nachklängen und Vorgeschmäckern, von vorliegenden wie möglichen Aspekten. In diesem abweichenden Treiben liegt eine eigene

---

<sup>10</sup> Gewisse Einschränkungen ergeben sich allenfalls im Bezug der Konjunktion auf sich selbst – der Fall des *und und und*. Wenn es dabei nicht um die Betonung der Lücken zwischen den Konjunktionen geht, die mit allem Möglichen bestückt sein könnten, wird die mittlere der Konjunktionen zu einem Substantiv und die resultierende Reihe zu einer Inventur oder Addition von Konjunktionen. Das verknüpfende Prinzip heißt dann *und so weiter*. Tief im Detail und zumindest am Rande sei angemerkt, dass sich für ein *und anders weiter* die Konjunktion *nicht nur, sondern auch* weitaus besser eignet. Vgl. dazu Thomas Schlereth: Konjunktion, a.a.O., S. 259–270.

<sup>11</sup> Vielleicht lautete das letzte Wort von Roland Barthes *und*: „Wenn ich das Ende der Sprache erreicht habe, da wo sie, nach Art einer leerlaufenden Schallplatte, nur immer *ihr letztes Wort* wiederholen kann, berausche ich mich an ihrer Bejahung: ist die Tautologie nicht jener unerhörte Zustand, in dem sich, nach Mischung aller Werte, wieder das glorreiche Ende der logischen Operation, das Obszöne der Dummheit und die Explosion des Nietzsche’schen *ja* zusammenfinden?“ (Roland Barthes: Fragmente einer Sprache der Liebe, übers. v. Hans-Horst Henschen, Frankfurt am Main 2021 [Paris 1977], S. 40)

Dynamik. Mit dieser wandeln sich die bereits versammelten Modi von Linearität, Anschlussoffenheit, Statik und Mono-Direktionalität. So einfach linear und stetig mono-direktional gestaltet sich das Zwischen dann doch nicht. Denn wann wären gleichzeitige Vorgriffe und Rückbezüge nicht einmal eher die Regel als die Ausnahme? Und wo wären seitliche Ablenkungen und querlaufende Exkurse einmal nicht daran beteiligt? Schließlich darf man mit hoher Wahrscheinlichkeit annehmen, dass sich die Zuverlässigkeit des medialen Entzugsverhaltens von dieser abweichenden, nochmals weiter gefassten Anschlussoffenheit her nährt.

An der Ausgangslage, einen Satz im direkten Anschluss an die Konjunktion zu unterbrechen, lässt sich eine weitere Abweichung des konjunktionalen Zwischens ablesen. Im Rahmen der unzähligen Optionen, die dann offen stehen und immer auch noch anders ausfallen könnten, liegt auch das Auftreten von Stille. „Das ‚und‘ ohne Anschluss.“<sup>12</sup> In ihm kommt eine Überlegung vorerst doch nicht mehr weiter oder muss neu ansetzen. Oder ein anderer Gedanke unterbricht, ohne schon in Worten fassbar zu sein. Die Konjunktion vermittelt dann ins Schweigen. Auch wenn die Erwartung klar auf eine Fortsetzung des bereits zur Sprache gebrachten Kontextes zielt und die Unterbrechung nicht lange andauert, für den Augenblick tritt die Konjunktion in Verbindung mit einer sprachlichen Leerstelle und hält diesen Kontakt, bis neuerliche Worte auftauchen und explizit werden. Gewiss kann diese Leere eine vorwiegend äußere gewesen sein – Worte waren da, wurden aber zurückgehalten. Vielleicht waren sie zu explizit, erschienen nicht angemessen oder es waren zu viele auf einmal, die gleichzeitig Raum beanspruchten. Andererseits kann die sprachliche Leere aber auch unterhalb der vernehmbaren Oberfläche Leere gewesen sein – ohne Worte, ohne bestimmten Inhalt, ohne sprachliche Besetz- und Verfügbarkeit. Irgendetwas verführte den Satz zu einem Weiter, sein Ausdruck findet dann allerdings nicht in Worte. Auch zu einer Leere dieser Art würde die Konjunktion dann Kontakt gehalten haben. Gewiss kann dieses Phänomen auch an anderen Worten als der Konjunktion zum Ausdruck kommen. Dort bestehen dann allerdings höhere Chancen, dass ein Satz dennoch den Eindruck von Vollständigkeit erweckt oder zumindest eher formal als inhaltlich unvollendet erscheint. Mit der Konjunktion verhält es sich in beiden Richtungen anders. Ist sie einmal gesetzt, steht ein Weiter im Raum, nicht nur formal, sondern auch vom Inhalt her. So etwa ein Schweigen, das dann zum positiven Ausdruck sprachlicher Unverfügbarkeit wird. Die Leere bildet damit einen Teil der Überfülle, die im Anschluss an die Konjunktion möglich ist. Sie kann nicht nur als Anschein und Vorspiegelung zum Ausdruck kommen, sondern auch ihrem Inhalt nach Leere sein, sei sie unabgeschlossene Wortfindung oder Sprachlosigkeit, Unentschiedenheit oder Unbestimmtheit. Vermittelt die Konjunktion in einen solchen Bereich, berührt sie zumindest zwischenzeitlich etwas sprachlich Ungreifbares. Dieses Unbestimmte würde dann für den Moment ein sprachlicher Inhalt ohne sprachliche Form. Ganz grundsätzlich wird damit deutlich, dass die Konjunktion sich nicht in allem als verlängerter Arm vorgefasster Absichten instrumentalisieren lässt. Nicht nur ungeplante Umwege, sondern auch Erfahrungen der Bodenlosigkeit gehören zu ihrem Repertoire. Tatendrang und Machbarkeitsglaube beginnen auf dieser Brücke in den Nebel innezuhalten, ohne dass sie es gebucht hätten. Und abermals erscheint die Wahrscheinlichkeit hoch, dass auch hier eine Verbindung zu jenem Bereich vorliegt, in den ein aktives Zwischen ausweicht, wenn es angesprochen wird.<sup>13</sup>

---

<sup>12</sup> Jean-François Lyotard: *Der Widerstreit*, a.a.O., S. 134.

<sup>13</sup> Das würde auch der Passus von Lyotard unterstützen, aus dem die knappe obige Sentenz zum *und* ohne Anschluss stammt. Er lautet im Ganzen wie folgt, wobei sich die Nummern auf vorhergehende Absätze beziehen: „Ist das

Wenn man dem soweit folgen kann, liegen nunmehr drei weitere Implikationen vor, die die bisherige Sammlung von Aspekten des Zwischens ergänzen. Allesamt – der Entzug, das Treiben sowie der Kontakt zur Leere – lassen im Zwischen etwas sichtbar werden, das unter den Vorzeichen der Brückenmetapher übergangen wurde oder ausgeschlossen war. Und sie alle kreisen die Frage weiter ein, inwiefern das Beispiel des konjunkionalen Zwischens als Kontaktstelle zu jenen Bereichen dienen kann, in denen sich mediale Aktivität abspielt. Ein solcher Kontakt wäre dann eher eine geschenkte Berührung als ein eingepreister Termin.<sup>14</sup> Dennoch lässt sich fragen, was an der Konjunktion einen solchen Kontakt ermöglicht. Und insofern es nicht nur am *und* liegt, hier zu trennen und zu verbinden, steht weiterhin offen, welche Gegenbilder sich alternativ zur Brücke aus dem Zwischen ableiten können und welche abweichenden Implikationen wiederum in ihnen sichtbar werden.

## 6 Das Zwischen als Grenze – Gegenbilder

Vor allem mit Blick auf ihre Nutz- und Dienstbarkeit verhalten sich die zuletzt ergänzten Momente des Zwischens deutlich anders als jene Implikationen, die das Bild der Brücke mit sich brachte. Ein seitliches Abdriften ist unter den Vorzeichen der Überbrückung zumeist ebenso wenig vorgesehen wie ein Geleit in die Leere. Von einem grundsätzlichen Entzug des tragenden Mediums ganz zu schweigen. Dennoch und gerade deswegen: Gibt es Bilder für ein abweichendes Treiben des Zwischens, für sein Nahverhältnis zur Leere und schließlich seine entschiedene Präferenz zugunsten der Ungreifbarkeit, des Entzugs? Was vermag der Brücke auf piktoralem Terrain zu antworten und ihre Dominanz im Bild zu relativieren? Können Gegenbilder darin deutlich machen, dass sie nicht nur negativer Natur sind und das heißt mehr als nur ein Scheitern der Überbrückung illustrieren?

Einige Bilder kamen bereits beiläufig zur Sprache. Die Rede war von Grenze, Naht und Haut und dass sie kaum einmal ohne Risse, Lücken und Poren vorkommen. Mit diesen Attributen setzen die genannten bildlichen Ansätze primär auf Abgrenzung. Innerhalb eines dominanten Kontinuums geht es um die Behauptung von etwas Diskretem, das sich nicht ohne Weiteres einfügt ins umliegende Ganze. Das Ziel ist, wenn auch nur im Kleinen, Abstand und Distanz zu gewinnen, um darin Andersartigkeit zu verteidigen und zu behaupten. Im zeitlichen Sinne

---

„Ereignis‘ [...] tatsächlich der Blitz [...], der etwas (ein Satz-Universum) erscheinen lässt, der aber blendet und blind wird in dem, was er aufblitzen lässt? Ist dieser Rückzug selbst ein Satz (Nr. 22, 110)? Welcher Art unter den vier Arten von Schweigen (Nr. 24, 26)? Oder handelt es sich um ein anderes Schweigen? – Um ein anderes Schweigen. Das sich nicht auf eine Instanz in einem Satz-Universum erstreckt, sondern auf das Vorkommen eines Satzes. Es gäbe keine Darstellung mehr. – Aber Sie schreiben: ‚Dass es keinen Satz gibt, ist unmöglich‘ (Nr. 102)! – Genau das: Das Gefühl, dass das Unmögliche möglich ist. Dass die Notwendigkeit kontingent ist. Dass man verketten muss, dass es aber nichts zu verketten gibt. Das ‚und‘ ohne Anschluss. Also nicht nur die Kontingenz des Wie der Verkettung, sondern auch das Schwindelgefühl des letzten Satzes. Unsinnig, klar. Aber der Blitz ereignet sich – er blitzt auf, bricht in das Nichts der Nacht, der Wolke, des blauen Himmels.“ (Ebd., S. 134f)

<sup>14</sup> In einem vielleicht nicht ganz unverwandten Sinne denken Carolin Meister und Jean-Luc Nancy über das spezifische Zwischenmoment der Begegnung nach. Gerade durch ihren ereignishaften Charakter unterscheidet sich die Begegnung von verwandten Formen der Relationalität: „In gewissem Sinne stellt die aktuelle Dating-Website eine datenbasierte Version des surrealistischen Traums von der Verfügbarkeit dar. Das Thema ist indessen immer noch dasjenige eines Kontaktes und des Mysteriums, das er mit sich bringt. Oder, wenn du lieber möchtest: der Mitteilung eines Unmittelbaren und der Mitteilung im Unmittelbaren – wobei dies weniger auf die Liebe begrenzt ist, als ausgeweitet auf all das, was ‚schön‘ genannt werden kann (oder aber: Es ist vielleicht nichts schön, es sei denn durch die Begegnung, in der Begegnung). [...] Es handelt sich um eine Kunst, die nicht nur eine Kunst der Kunstwerke ist, sondern eine, die es erlaubt, dass die sozialen Verhältnisse die Möglichkeit der Begegnung nicht in ihren notwendigen Kalkülen erschöpfen. Denn die Begegnung stellt gerade keine Beziehung dar, weder Verhältnis noch Kommunikation, sondern vielmehr eine Herausforderung an all diese Begriffe.“ (Carolin Meister u. Jean-Luc Nancy: *Begegnung*, Zürich 2021, S. 10f)

geschieht dies via Vergänglichkeit – der Fall der Risse, die sichtbar machen, dass die Verhältnisse nicht so bleiben, wie sie sind. Oder die Zeit setzt ganz aus und wechselt in Nicht-Präsenz wie im Bild der Lücke. Unter räumlichen Vorzeichen verhält es sich analog. Auch hier findet die Hinfälligkeit ein naheliegendes Bild in Rissen, so wie die Nicht-Vorhandenheit und Leere als Lücke in Erscheinung tritt. Zu ergänzen wäre daneben noch die Option der Umstülpung – die Pore als Übergang in einen Innenraum, eine Räumlichkeit anderer Art. In diesem letzten Aspekt klingt an, was Bilder auszeichnen kann, die nicht primär auf Differenz zu einem dominanten Kontext setzen. Stattdessen gelten sie vorrangig der Sichtbarmachung von Kräften und Tendenzen, die zu andersartigen Umständen führen oder bereits zu diesen gehören. Die Implikationen der Brückenmetapher werden dabei nicht nur stellenweise ausgesetzt, sondern mit etwas konfrontiert, das sie zu etwas anderem werden lässt.

Hier haben zwei Bilder ihren Ort, die auf Gilles Deleuze und Félix Guattari zurückgehen beziehungsweise von beiden wohlbedachten Zuspruch erhalten. Das erste stellt in kunsthistorischen Worten ein Wiesen- oder Rasenstück vor Augen. Es fällt damit jedoch weder in die Abteilung der Idyllik und ihre Atmosphären des Annehmlichen noch gehört es in den Bereich der Lehrstücke und botanischen Erkundungen. Natur tritt nicht als Umgebung oder Objekt in Erscheinung, sondern als etwas außenstehend Zwischenliegendes. Entsprechend verhält es sich im Detail. Deleuze und Guattari interessieren sich nicht für die bereits identifizierte und dafür separierte Einzelpflanze, sondern für die tendenziell unbestimmte Menge von Unkraut. Mit Henry Miller kommen sie auf das Gras in dieser seiner unkultivierten, nicht domestizierten Form und Funktion – als ein Zeichen für die Produktivität dessen, was sich zu diversen Sein-Sollen-Zusammenhängen abweichend verhält. „*Es wächst dazwischen*, zwischen anderen Dingen. Die Lilie ist schön, der Kohl ist essbar, der Mohn macht verrückt – aber das Gras ist wucherndes Wachstum [...]: es ist eine moralische Lektion.“<sup>15</sup> Das damit adressierte Zwischen liegt auf der Ebene der Objekt, neben anderen Dingen, die die Aufmerksamkeit stärker auf sich ziehen und an sich binden. Die Gründe für diese Ordnung der Sichtbarkeit mögen ästhetische, kulinarische, erkenntnis- oder ablenkungsspezifische sein. Sie alle dürfen sich als Interessenslagen und Verhaltensweisen jedoch daran erinnert fühlen, dass sich Wachstum nicht auf das reduzieren lässt, was sich immer schon nach den eigenen Vorstellungen, dem eigenen Kreis des Bekannten und Wünschenswerten instrumentalisieren lässt. Dieser Erinnerung vor allem gilt das erste Gegenbild.<sup>16</sup>

Das zweite Bild antwortet der Brückenmetapher aus dem Raum, der unter der Überbrückung liegt und quer zu dieser verläuft. Denn nicht allein am Übergang ist es, zwei Ufer miteinander zu verbinden. Der Fluss stellt auf seine Weise Relationen her, die ganz andere Implikationen mit sich bringen. „Die Mitte ist eben kein Mittelwert, sondern im Gegenteil der Ort, an dem die Dinge beschleunigt werden. *Zwischen* den Dingen bezeichnet keine lokalisierbare Beziehung, die vom einen zum anderen geht und umgekehrt, sondern eine Pendelbewegung, eine trans-

---

<sup>15</sup> Henry Miller, in ders. u. Michael Fraenkel: *Hamlet*, New York 1939, S. 105f, zit. n. Gilles Deleuze u. Félix Guattari: *Tausend Plateaus – Kapitalismus und Schizophrenie II*, hrsg. v. Günther Rösch, übers. v. Gabriele Rieke u. Ronald Voullié, Berlin 1992 [Paris 1980], S. 33. Das entsprechende Rasenstück tritt also weniger wie das berühmte Aquarell von Albrecht Dürer vor Augen, das sich heute in der Wiener Albertina befindet. Eher wäre an die Flora in der Zone von Andrej Tarkowskij's *Stalker* zu denken.

<sup>16</sup> Zumindest am Rande muss Erwähnung finden, dass dieses Bild ein unterirdisches Pendant besitzt – das Rhizom. Letzteres gibt der Einleitung der *Tausend Plateaus* den Titel sowie das leitende Motiv. In Abgrenzung zu den Haupt- und Nebenwurzeln benennt es ein Sprossengeflecht, dessen Verzweigungen zum einen vielfältiger, zum anderen wandelbar ausfallen. Die Funktion eines Zentrums oder Hauptstrangs ist beweglich und kann stets auf andere Regionen übergehen. Bestehende strukturelle Hierarchien besitzen also lediglich temporären Charakter.

versale Bewegung, die in die eine *und* die andere Richtung geht, ein Strom ohne Anfang oder Ende, der seine beiden Ufer unterspült und in der Mitte immer schneller fließt.“<sup>17</sup> In harten Kontrasten stehen sich Statik und Dynamik, Verortung und Verschiebung, Mono-Direktionalität und Reziprozität entgegen. Dabei werden sämtliche Aspekte, die der Überbrückung dienen, als Reduktionismen kritisiert. Der Durchschnitt, die räumliche Mitte, die mit Anfang und Ende definierte Gesamtsituation – sie sind der falsche Normalfall, die zu grobe Vereinfachung, der gewaltförmige Pragmatismus. Genauer besehen können sie deshalb auch nur schlecht darüber hinwegtäuschen, was jedes Zwischen auch noch birgt – die ungewollten Exkurse des Interesses, die Eigendynamiken zwischen Anziehung und Abstoßung, die Abwege von Begeisterung und Niedergeschlagenheit. Stärker als das Bild des Grases rückt im Motiv des Flusses das Zwischen von Subjekt und Objekt mit ins Blickfeld. Die Strömungen, die sich durch das seitlich offene Zwischen hindurchbewegen, werden das Subjekt nicht unbeteiligt passieren lassen. Dabei können die Relationsmomente, die Deleuze und Guattari der Überbrückungslogik entgegensetzen, auf die bereits im Vorfeld abgeleiteten, alternativen Implikationen zurückgeführt werden. Beschleunigung und seitliche Abdrift bringen die Entzugstendenz des Zwischens zum Ausdruck; der zwischenzeitlichen Anfangs- und Endlosigkeit korrespondiert der Kontakt zu einer offenen Leere. Gemeinsam werden sie explizit als das, was passiert, wenn das Zwischen nicht von Anpassung, Überdetermination oder Verdrängung dominiert wird. Deleuze und Guattari singen in den genannten Bildern folglich nicht das schlichte Lob auf Exzesse der Unkontrollierbarkeit, sondern loten aus, wie es sich mit einem Weniger an Reduktion verhalten könnte.<sup>18</sup>

Ein drittes und für hier letztes Bild macht sich an der Figur des Kreises fest. Einmal geht es dabei um die eingeschlossene Fläche, einmal um die Beziehungen nach außen. Im ersten Fall fungiert die Kreislinie als Grenzziehung und Zaun, im zweiten Fall als Ufer und Summe von Ablegepunkten. Der Kreis als Zaun kommt anschaulich in einer Erzählung zum Ausdruck, die sich bei Eva von Redecker findet. Sie handelt von einem spätmittelalterlichen Ritter, der sich in besonderer Weise verdient gemacht hat und von seinem Herrn ein Stück Land zugesprochen bekommt. Jener Flecken ist jedoch nicht bereits abgesteckt, sondern erhält seine Größe und Bestimmung erst daher, dass der Begünstigte ihn an einem Tag umrundet. Er bedient sich dafür seiner besten Stute, was seine Reichweite erheblich vergrößert. Bei der abendlichen Ankunft am Ausgangspunkt bricht das Tier allerdings tot zusammen. Eva von Redecker kommt auf diese Erzählung, um die Genese und Fragwürdigkeit des modernen Verständnisses von Besitz sichtbar zu machen – dass Eigentum nicht mehr nur verpflichtet, sondern nun auch zu Willkür und Zerstörung berechtigt. „Die Eingrenzung des Guts ist zugleich die Abgrenzung von ihm. Vielleicht musste auch deshalb das Bindeglied geopfert werden. [...] Sich ihrer [der Stute] zu entledigen, sie gewissermaßen dem Boden zuzuschlagen, hilft, den Übergang zwischen Herrscher und Beherrschtem zu verschleiern.“<sup>19</sup> Mit Blick auf das Zwischen werden zwei Implikationen der Brückenmetapher nochmals sehr deutlich. Ein so gehandhabtes Mittleres wird nicht nur benötigt, um Ansprüche auszudehnen, sondern auch, um es als Zwischen hinter sich abzurechnen.<sup>20</sup>

---

<sup>17</sup> Gilles Deleuze u. Félix Guattari: Tausend Plateaus, a.a.O., S. 41f.

<sup>18</sup> Für eine entsprechend kontextsensible Analyse des Deleuzeschen Interesses an Parataxe und Konjunktion vgl. Giorgio Agamben: Die absolute Immanenz, in ders.: Bartleby oder die Kontingenz, übers. v. Andreas Hiepko u. Maria Zinfert, Berlin 1998.

<sup>19</sup> Eva von Redecker: Revolution für das Leben – Philosophie der neuen Protestformen, Frankfurt a.M. 2020, S. 22

<sup>20</sup> Weitgehend formal gehaltene Formulierungen wie „Zuerst besitzt das Zwischen den Status einer Folge, dann die Stellung einer spät eingetroffenen Voraussetzung.“ (im hiesigen Kontext S. 2) verlieren dabei ihre Unschuld.

Das Gegenbild dazu ergibt sich durch Umstülpung. Sämtliche definierende Bestimmungen, die vormals auf das umrundete Innen abzielten, um es möglichst genau einzukreisen, wenden sich jetzt in alle denkbaren Richtungen nach außen. Aus dem umzäunten Boden wird eine Insel mit offenem Horizont. Das Zwischen fungiert nunmehr als Übergang zu etwas relativ Unbestimmten. Bestimmt ist das Außen vorerst allein negativ, als Nicht-Innen. Und sofern der Bezug auf dieses Kreis-Außen nicht erneut als Brücke zum Einsatz gebracht wird, kann ein davon abweichendes Zwischen zum Zuge kommen. Es lässt dann spürbar werden, dass die Verknüpfung bereits bestehender Bedeutungen nicht den einzig denkbaren Zwischen-Modus darstellt. Denn zum einen handelt es sich bei Bedeutungen um ein windiges Geschäft. Sie können immer auch noch anders beschaffen sein und aufgefasst werden. Zum anderen ist nicht gesagt, dass das Jenseits von Bedeutung restlos mit Nichts ausgefüllt ist und getrost als nichtrelevant beiseite gelassen werden kann. Im Modus der Negation – so hat sich bereits gezeigt – machen sich Relationen nicht weniger geltend, auf bestimmende wie nicht-bestimmende Art und Weise. Im letzteren Fall heftet sich das Zwischen nicht an eine wie auch immer beschaffene Bedeutung, sondern an das Prinzip des Bedeutens selbst. „Die Bedeutung wird überschritten oder der Sinn als Bedeutung. Bedeutung heißt, dass etwas auf eine Endgültigkeit abzielt“ oder festgelegt wird – könnte man ergänzen.<sup>21</sup> Das Zwischen, das Jean-Luc Nancy hier mit Zeitworten des Darüberhinausgehens benennt, fungiert also nicht als Brücke, sondern als Grenze der Bedeutung – nicht nur einer bestimmten Sinnzuschreibung, sondern potentiell prinzipiell. Und während das Bild der Umstülpung nun als eine solche Grenze auftritt, gilt diese Grenze nicht für es selbst.

## 7 Abschlussgedanken

Die versammelten Bilder von Gras und Unkraut, Fluss und Strömung, Einkreisung und Umstülpung lassen Aspekte des Zwischens zum Vorschein kommen, die unter Vorzeichen der Überbrückung weniger oder gar nicht sichtbar werden. Das betrifft zum einen die abweichenden Implikationen von Entzug, seitlichem Abtreiben und Kontakt zur Leere, wie sie sich bereits im Vorfeld abzeichneten. Zum anderen verhilft der Exkurs über die Bilder dazu, eine nochmals grundsätzlichere Ebene zu betreten und dort dem Zwischen als Grenze der Bedeutung zu begegnen. An diesem Zusatz wird deutlich, dass die Ergänzungen und Alternativen zur Brückenmetapher nicht nur auf Zeit spielen. Es geht ihnen nicht nur darum, auf solche Andersartigkeiten hinzuweisen, die – sofern sie nicht unmittelbar sichtbar sind – potentiell zu einem anderen Zeitpunkt in Augenschein treten werden. Die Dinge des Zwischens können demnach zwar immer auch noch anders beschaffen sein. Als solche treten sie dann jedoch wieder in irgendeiner bestimmten Form auf – eingekreist und auf eine jeweilige Endgültigkeit festgelegt. Soweit der hermeneutische Fall.<sup>22</sup> Darüber hinaus gibt das Bild der Umstülpung zu bedenken, dass sich das Zwischen nicht auf jenen Bereich einschränken lässt, in dem Bedeutungsorganisation betrieben wird. Gilles Deleuze leiht dieser Option die Namen von Musik und Schweigen.<sup>23</sup> Zum einen

<sup>21</sup> Jean-Luc Nancy: Wozu braucht man Kunst?, hrsg. v. Carolin Meister, Köln 2019, S. 8. In diesem Verständnis von Bedeutung als Begrenzung hallt die Auffassung nach, in jeder Bestimmung eine Einschränkung und Negation zu sehen – *omnis determinatio est negatio* –, wie sie mit Spinoza in Verbindung gebracht wird. Das potentiell Unendliche wäre demnach allem Endlichen vorrangig. Für eine philosophiehistorisch übersichtliche Diskussion dazu vgl. Wolfgang Röd: *Omnis determinatio est negatio*, in Wolfram Högge (Hrsg.): Grenzen und Grenzüberschreitungen – XIX. Deutscher Kongress für Philosophie, Berlin 2004, S. 478–489.

<sup>22</sup> Für weitere Hintergründe dieser begrifflichen Zuordnung vgl. Odo Marquard: Frage nach der Frage, auf die die Hermeneutik die Antwort ist, in ders.: Abschied vom Prinzipiellen – Philosophische Studien, Stuttgart 1981, S. 117–146.

<sup>23</sup> Vgl. ders.: Bartleby oder die Formel, in: Kritik und Klinik, übers. v. Joseph Vogl, Frankfurt a.M. 2000 [Paris 1993], S. 99.

die wohl flüchtigste Form der Kunst, zum anderen das Vermögen, die Dinge auch ohne eigene symbolische Zutaten auftreten lassen zu können. Beide wären dann von sich aus so wenig festgelegt, dass sie kaum in die Verlegenheit kämen, ihre Zutreffendheit und Wahrheitsbefähigung beweisen zu müssen.

Für die Konjunktion ergibt sich daraus abschließend ein gemischtes Bild. Im Vergleich zu sämtlichen anderen Wortarten kam bereits ihre große semantische Zurückhaltung zur Sprache. Für sich genommen macht das *und* keinerlei Angaben – und folglich auch keine Einschränkungen – bezüglich Aspekten wie Numerus, Kasus oder Tempus, Genus, Diathese oder Modus. In der Konsequenz findet sich kaum eine Wortbegebenheit, die sich nicht in irgendeiner Weise durch die Konjunktion weiterführen ließe. Diese Bestimmungsoffenheit lässt das *und* auch an der Grenze der Bedeutungshaftigkeit möglich werden. Nicht ganz unähnlich zur Musik, wie Deleuze sie ins Spiel bringt, steht die Konjunktion dort nicht unter dem Druck, spezifische oder allgemeine Garantien als Bestimmungswerkzeug behaupten zu müssen. Das Zwischen als Grenze, die Grenze als *und*, das *und* als Kontaktstelle zum Unbestimmten.

In Konstellation mit dem zweiten Aspekt, den Deleuze an den Grenzen der Bedeutung zu bedenken gibt – das Schweigen –, wird an der Konjunktion dennoch eine Vorbestimmtheit spürbar. Gewiss kann auch das Schweigen in vielerlei Formen kommunikativ zum Einsatz kommen – mitunter bis hin zum Vielsagenden. Im hier gegebenen Problemzusammenhang geht es jedoch um ein Schweigen in strenger Unbestimmtheit. Ihm gegenüber wird deutlich, dass der Konjunktion am Ende und bei aller Offenheit die eigene verbalsprachliche Natur als Prägung bleiben wird. Diesen Aspekt behält das *und* wesentlich in sich eingeschrieben und er gibt ihm eine Neigung mit, die sich vielleicht aussetzen und zurückhalten lässt. Bei Zeiten wird jedoch ein Tribut fällig werden, der darin besteht, dass es im Anschluss an die Konjunktion auf verbalsprachlichen Wegen weitergeht, zurück in Gefilde der Bedeutung. Die Wahrscheinlichkeit ist hoch, dass ein sehr grundsätzliches Problem einmal mehr vertagt würde – die Erinnerung daran, dass die Verbalsprache ihr jeweiliges wie insgesamtes Zutreffen aus eigenen Stücken nicht beweisen kann. Keine noch so mächtige Verfügungsgeste wird sie ihrer grundsätzlichen Hypothesennatur entheben und von dem Druck entlasten, eine Bestätigung für ihre Geltung erhalten zu müssen, die sie sich selbst nicht geben kann. Das Zwischen nicht als Brücke, sondern als Grenze der Bedeutung findet im *und* deshalb – wenn, dann nur temporär – einen Verbündeten. Und von daher wird das weitere Nachdenken über das Zwischen nicht mehr primär im Zeichen der Konjunktion stehen. Dieses Vorhaben trägt den Namen *Relationstheorie als Kontakthalten mit dem Unbestimmten*.

## Literatur

Agamben, Giorgio: *Bartleby oder die Kontingenz*, übers. v. Andreas Hiepko u. Maria Zinfert, Berlin 1998

Aristoteles: *Über die Seele*, übers. v. Gernot Krapinger, Stuttgart 2011

Barthes, Roland: *Fragmente einer Sprache der Liebe*, übers. v. Hans-Horst Henschen, Frankfurt am Main 2021 [Paris 1977]

Bexte, Peter: *Konjunktion & Krise – Vom ‚und‘ in Bildern und Texten*, Berlin 2019

Böhme, Gernot: *Brief an einen japanischen Freund über das Zwischen*, in Tadashi Ogawa, Michael Lazarin u. Guido Rapp: *Interkulturelle Philosophie und Phänomenologie in Japan – Beiträge zum Gespräch über Grenzen hinweg*, München 1998

Borgards, Roland (Hrsg.): *Texte zur Kulturtheorie und Kulturwissenschaft*, Stuttgart 2010

Butler, Judith: *Körper von Gewicht – Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*, übers. v. Karin Würdemann, Berlin 1995 [New York 1993]

Deleuze, Gilles u. Guattari, Félix: *Tausend Plateaus – Kapitalismus und Schizophrenie II*, hrsg. v. Günther Rösch, übers. v. Gabriele Ricke u. Ronald Voullié, Berlin 1992 [Paris 1980]

Deleuze, Gilles: *Bartleby oder die Formel*, in: *Kritik und Klinik*, übers. v. Joseph Vogl, Frankfurt a.M. 2000 [Paris 1993]

Fraenkel, Michael u. Miller, Henry: *Hamlet*, New York 1939

Gass, William H.: *Habitations of the Word*, Ithaca/New York 1985

Jelinek, Jan: *Zwischen*, Berlin 2018

Liotard, Jean-François: *Der Widerstreit*, übers. v. Joseph Vogl, München 1989 [Paris 1983]

Mahr, Peter: *Das Metaxy der Aisthesis – Aristoteles' ‚De anima‘ als eine Ästhetik mit Bezug zu den Medien*, in: *Wiener Jahrbuch für Philosophie*, Band XXXV (2003)

Marker, Chris: *Sans Soleil – Unsichtbare Sonne*, übers. v. Elmar Tophoven, Hamburg 1983

Meister, Carolin u. Nancy, Jean-Luc: *Begegnung*, Zürich 2021

Nancy, Jean-Luc: *Wozu braucht man Kunst?*, hrsg. v. Carolin Meister, Köln 2019

Redecker, Eva von: *Revolution für das Leben – Philosophie der neuen Protestformen*, Frankfurt a.M. 2020

Röd, Wolfgang: *Omnis determinatio est negatio*, in Wolfram Högbe (Hrsg.): *Grenzen und Grenzüberschreitungen – XIX. Deutscher Kongress für Philosophie*, Berlin 2004

Rousseau, Jean-Jacques: *Abhandlung über den Ursprung und die Grundlagen der Ungleichheit unter den Menschen*, übers. v. Philipp Rippel, Stuttgart 1998 [Amsterdam 1755]

Russell, Bertrand u. Whitehead, Alfred North: *Principia Mathematica*, übers. v. Hans Mokres,

Frankfurt a.M. 2018 [dt. München/Berlin 1932, orig. Cambridge 1925]

Schlereth, Thomas: Konjunktion – Eine medienphilosophische Untersuchung, Bielefeld 2018

Vogl, Joseph: Kapital und Ressentiment – Eine kurze Theorie der Gegenwart, München 2021

Weinrich, Harald: Textgrammatik der deutschen Sprache, unter Mitarb. v. Maria Thurmair u.a.,  
Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich 1993